

Die Hullewaatsch im Dorf

Eine Erzählung aus dem Coburger Land

Die Hullewaatsch ist die wilde Begleiterin des „Herzeklos“ (Nikolaus). Sie treibt ihr Unwesen während der Zwölf Nächte und gehört dem Hause der Frau Holle an. Die Hullewaatsch, eine Sagengestalt, tritt im gesamten fränkischen Raum auf, z. B. als Hüllerfraa, Hüllerbärl usw.

Bis kurz vor Weihnachten hatte es geschneit. Im Dorf hatte der Ostwind die Schneestürme so wild um die Häuser gejagt, daß ihre Schieferschindeln klapperten und pffifen und sich niemand hinauswagte, der nicht unbedingt mußte. Selbst den Hunden verging das Bellen, und sie verkrochen sich in ihren Hütten, so daß die Mädchen in der Andreasnacht vergeblich auf das Gebell lauschten, das ihnen die Richtung weisen sollte, aus der dann der zukünftige Bräutigam zu erwarten war. Und niemand im Dorf, nicht einmal die uralte Häfnerskunnel, konnte sich daran erinnern, daß der Winter jemals so früh gekommen und so hart gewesen sei.

Aber vorausgesagt hatte sie ihn, die alte Kunnel! „Frau Ökonomierat“, hatte sie gesagt, als sie die neuen Fettöpfe zum Schloßberg hinauftrug, „de Winte wäed heue kalt un lang, denn in e Andreasnacht hot 's gschneit!“.

Aber nicht einmal sie ahnte, obwohl sie der Schmiedsbäuerin geraten hatte, den Reigbesen umgekehrt vor die Stalltür zu stellen, daß da jemand ganz unbemerkt mit dem Ostwind dem frühen Winter hinterhergefliegen war.

Und da war ein Juchzen und ein Jauchzen und ein Hui und ein Pfui, als die ausgelassene, dralle, mit sieben übereinanderggezogenen Röcken recht schlampige Hullewaatsch auf ihrem Besen durch die Lüfte zog wie in ihren besten Zeiten und dann ganz oben auf dem Kiefernberg, mitten in einer Schlucht zwischen gefährlich herabhängenden Felsen bei der uralten vierstämmigen Eiche, gelandet war. Und die Nebelhexe hatte sich erschrocken die verschleierte Augen gerieben, denn sie wollte dem nicht trauen, was sie da sah. Und sie verkroch sich abwartend in den Felsen und erstarrte vorsichtshalber zu Eis. Und in der Felswand hingen nun riesige armdicke Eiszapfen.

Die Hullewaatsch lachte, schüttelte den Kopf, kicherte, rannte mit ihrem Besen im Kreis herum, als könne sie es selber noch nicht fassen, wieder auf der Erde zu sein und raffte ihre Röcke nach und nach zusammen bis zu dem ganz untersten, einem grellbunten, den sie als blutjunges Ding getragen. Sie streifte ihn ab und zog ihn über die sechs anderen.

Eigentlich war sie keine böse Hexe, mehr eine listige und lustige, ja verschlagene und schlaue Hexe. Sie gehörte zu dem Hause der Frau Holle, die freilich nicht viel Freude an ihr hatte; denn die Hullewaatsch war liederlich und unzuverlässig und verrichtete ihre Arbeit nie wie befohlen. —

Setzte sie vielleicht gerade deswegen auf Erden den faulen Dienstleuten so zu, wie sie selber immer traktiert wurde? Gab sie deshalb mürrischen Mägden beim Melken einen Tritt, daß diese mit samt dem Melkschemel kopfüber ins Stroh fielen? Nun, wer weiß! Jedenfalls mochte sie die nächtlichen Ausflüge vom Himmel auf die Erde.

Das veranlaßte den Teufel wiederum, sich ebenfalls auf der Erde herumzutreiben und sich listigerweise in ihrem Wald auf dem Kiefernberg bei der Teufelskanzel einzunisten, denn der hatte es auf die Hullewaatsch abgesehen! Aber die Hullewaatsch kam ihm immer wieder aus! Zwar sah sie es nicht ungern, daß der höllische Pferdefuß sie so umgarnte, zwar bereiteten seine liebestollen, verrückten Einfälle ihr teuflischen Spaß, irgendwie jedoch war ihr der stinkende Geselle zuwider. Aber sie war beileibe nicht so dumm, sich das anmerken zu lassen.

Vielmehr spielte sie ihm heimlich so manchen Streich, hinter den er nie kam. So verstopfte sie ihm einmal das Wasserrohr vom Teufelsbrünchen. Der Teufel wunderte sich

vergeblich, warum keine Spaziergänger mehr an diesen Ort kamen, an dem er die ahnungslosen Menschen zu belauschen pflegte, um dann seine Pläne auszuhecken.

Aber trotzdem mußte sich die Hullewaatsch vor dem tückischen Ziegenbart in acht nehmen, denn der Teufel war keineswegs so dumm wie er aussah, und an List und Überredungskunst fehlte es ihm auch nicht. Wie sonst konnte er die Menschen immer wieder in Versuchung führen und für seine Zwecke nutzen?

So verschlagen und gewitzt die Hullewaatsch dem Teufel parierte, so honigsüß und schmeichlerisch versuchte sie den Herzeklos einzufangen. Dieser erschien nur zur Weih-nachtszeit, denn er war der Begleiter des heiligen Nikolaus. Und als solcher mit Rute und Stock, mit Sack und mit eiserner Kette den bösen Kindern recht grimmig zugetan. Von großem stattlichem Wuchs, mit feurigen Augen und wildem Bart, war er so recht geschaffen, der Hullewaatsch nicht das Fürchten, sondern ganz was anderes zu lehren. Und zum Zeichen ihrer Verbundenheit trug sie stets die gleiche schwere Eisenkette wie er.

Wenn nur nicht der Nikolaus immer so gut aufgepaßt hätte! Und als die beiden ihm doch einmal entwischten, fuhr der Teufel dazwischen, und der Herzeklos hatte mit dem Satansbraten eine so heftige Prügelei, daß beide schließlich im Schwarzen Teich landeten und sich in der moorigen Brühe wälzten wie zwei Wildsäue. Der Pferdefuß hinkte danach zwar noch mehr, aber auch der Herzeklos hatte einige Haare gelassen, was ihn zu der Überzeugung brachte, daß die Liebe letztlich nur Verdruß bringe und er die Finger lieber von der Sache ließ. So hatte die Hullewaatsch das Nachsehen und war darob recht grimmig und grantig und trieb sich fortan am liebsten in Spinn- und Lichtstuben herum, um die Liebesleute auseinanderzubringen.

Da kam es vor, daß sich mancher Jüngling bei der Freierei an das falsche Kammerfenster verirrte und statt in den Armen seiner Liebsten recht unsanft auf dem Misthau-fen landete. Und so manche Maid fiel umsonst in den Schnee, weil sie vom Falschen wieder aufgehoben wurde. Ja, solchen Schabernack trieb die Hullewaatsch! —

Bei ihrem diesmaligen Erdenbesuch hatte sich die Hullewaatsch augenscheinlich in ein schönes Weib verwandelt, und niemand hätte sie für eine Hexe gehalten. Sie sprang dreimal über ihren Besen, was ihr Glück bringen sollte und freute sich höllisch auf ihre Abenteuer. Bis zu den Zwölf Nächten war noch Zeit, die sie sich schon vertreiben würde! Vom Teufel sah und roch sie nichts, und das war gut so.

Unten im Dorf aber rüstete man sich auf die Weihnacht. Die Leute waren nicht reich in dem kleinen tiefverschneiten Dorf. Sie waren allesamt nur kleine, dem Rittergute zugehörnde Söldner oder Tropfhäusler, die nichts besaßen außer einem Häuschen oder einer Hütte und sich als Knecht und Magd, als Holzfaller, Schäfer, Hirten und Handwerker verdingen mußten. Auch Pfarrer und Kantor, Lehrer und Schultheiß, Bader und Häfner, Schuster und Schneider, Müller und Bäcker und selbstverständlich der Schmied und der Wirt lebten in bescheidenen Verhältnissen.

Ungeachtet dessen wurde in allen Häusern und Hütten, je nach Möglichkeit geputzt und gescheuert, gebrutzelt und gebacken. Und so manches Stück Vieh, so manche Henne oder Gans hatte dran glauben müssen; denn der Heilige Abend sollte nicht nur in seinem bescheidenen Glanz erstrahlen, sondern auch alle weltlichen Genüsse bieten. Und so dufteten in den Speisekammern Äpfel und Birnen, gedörnte Zwetschgen und Apfelringe, Plätzchen und Schmätzchen, Lebkuchen und Stollen.

Auch im Schmiedshaus war ein Schwein geschlachtet worden, und die alte Häfnerskunnel hatte ihre „Wöeschtsupp“ für ihren Rat mit dem Reisigbesen bekommen. Für das Leibliche war also gesorgt, nur — mit dem Haussegen stimmte es nicht! Und da wußte selbst die alte Häfnerskunnel nicht weiter.

Denn der Schmied, so schien es, konnte in letzter Zeit den Abend kaum erwarten, um ins Wirtshaus zu eilen. Und so wälzte sich die Schmiedin Nacht für Nacht in ihrem Bett herum, um ihn dann schließlich doch nicht nach Hause kommen zu hören.

Der Schmied, sonst ein rechtschaffener, arbeitsamer, wenn auch dickköpfiger und zuweilen recht jähzorniger Mann, hatte doch seine Gründe. Zumindest einen konnten

sich die Weibsleute im Haus denken. Denn da klappte etwas nicht mit der Freierei bei der Schmiedsleute ältestem Töchterlein. Katharina hatte ihr Herz an einen schmucken herzoglichen Forstmann verloren. Davon wollte aber der Schmied nichts wissen. Er verlangte eine standesgemäße Heirat, und da kam nur ein Schmied oder ein Bauer in Frage, denn geheiratet wurde unter sich.

Er hatte seiner hübschen blonden Tochter den reichen Schmiedsjakob vom Nachbarort in Aussicht gestellt. Nun, das Töchterlein fand aber, daß dieser ebenso dumm wie reich sei. Das Weibervolk hielt zusammen, es gab Wortgefechte, dicke Gesichter und Tränen und ein ewiges Hin und Her, bis der Schmied schließlich mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die Teller nur so tanzten, den größeren Buben das Grinsen verging, die kleine Marie zu weinen begann und Mutter samt heiratsfähiger Tochter trotzig das Zimmer verließen. Daraufhin war der Schmied im Wirtshaus verschwunden.

Dort konnte er in geselliger Runde mit dem Lehrer, dem Kantor, dem Bader und dem Schultheiß, dem Beckenfritz und dem Häfnersnikel den ganzen Weiberkram und die häuslichen Sorgen bald vergessen. Außerdem standen da noch ganz andere Disputationen ins Haus! Hatte man sich nicht bis noch vor kurzem mit der Angst um die Zukunft herumschlagen müssen, weil der hochgeachtete alte Herr Hofrat das gesamte Rittergut an den Belgischen Hof zu veräußern trachtete? Als dann doch nichts daraus geworden, war man im Dorf recht froh.

Aber jetzt, was waren das für gute Nachrichten, die der Lehrer und der Schultheiß mitbrachten? Das Gut sollte zerschlagen werden? Dismembration nannten sie das! Jeder konnte sich Land kaufen soviel er wollte, das heißt, soviel er Geld hatte. Und Geld hatten nur ganz wenige. Aber der Schmied und der Beckenfritz gehörten zweifellos zu diesen. Dem Schmied hüpfte das Herz vor Freude bei solchen Neuigkeiten, denn der arbeitsame Mann hatte so manchen Gulden zurückgelegt. Donnerwetter, das ging unter die Haut! Und der Schmied entdeckte auf einmal, wie gut ihm das Bier schmeckte und geriet bei der lebhaften Unterhaltung zusammen mit seinen Tischgenossen recht bald in höchste Wirtshauseligkeit.

Und dann — war ja auch noch dieses Teufelsweib von Magd, diese Hexe, die mit glutvollen Augen die Herren in den besten Jahren in den zweiten Saft brachte, und nicht nur mit den Augen! Ein dralles junges Weib, das manchen derben Spaß vertrug. Niemand wußte, woher sie kam und wann sie eingestanden war. Aus dem Wirt war nichts herauszukriegen. Aber seine Magd, die mürrische alte Margaret, die sonst immer schlüpfend das Bier gebracht hatte, war auf das Lager gekommen, und keiner der fröhlichen Runde vermüßte sie im geringsten.

„Dös is halt a Waiweleut, hä Schmiid?“ lachte der Beckenfritz, patschte der Schenkmagd ungeniert auf das pralle Hinterteil, erwischte sie derb an den Röcken und zog sie zu sich auf die Bank. Die Magd lachte und quietschte und strampelte, ließ sich aber die Handgreiflichkeiten des Beckenfritz recht gern gefallen.

„Gall dou glotzta, Grischtoff!“ wandte sich dieser an den dicken Jagdpächter, der sich an seiner Pfeife verschluckte und einen Hustenanfall bekam.

„Waet na Begg, wenn dös dai Alta defääet, dou grichsta oue dii Maalschauffl üüwen Schaad!“ feixte der Häfnersnikel, und alle lachten.

Die Rothaarige entschickte nun lachend dem Beckenfritz, streifte, wie unabsichtlich, wohlwollend den Schmied, der sein Maul gar nicht mehr zubrachte und schließlich stotterte: „Racht hii, wuu 's hii ghööet! Dii hot wos hintn un vaen, dou hot me wos in de Hent! Dunnewatte, Fritz, dös is a Waiweleut!“ —

Auch der Häfnerskunnel entging natürlich die Veränderung in dem benachbarten Brauhof nicht, und sie schüttelte immer wieder den Kopf.

„Iich wäss net, iich wäss net“, murmelte sie, „dös mit daare Marcharet will me gaae net aigii! Ooms hot ere noch negs gfaalt, un früü kunnt sa nümme aufschtii. Iich wäss net, iich wäss net . . . Dou schtaggt dach wos annesch dehinte! Dou braucht me dach bluees dös Mensch mit saina ruuetn Zuuuetn aazeguggn, dou wäss me, worüm 's de Marcharet nai dii Bää gfaaen is! Wii dii in Mannena dii Köpf vedraat, faetjouch söllt me sa!“ —

Und die Kunnel ließ ihren Schwiegersohn, den Nickel, nicht mehr in das Wirtshaus. Aber so, wie die Schenkmagd plötzlich aufgetaucht war, so war sie auch nach wenigen Tagen wieder verschwunden!

„De Häetzaglouß wäed sa mitgenumma hamm!“ spotteten die Männer im Wirtshaus. Aber die Häfnerskunnel runzelte ihre ohnehin schon faltige Stirn und stellte nun auch ihren Besen umgekehrt vor die Tür.

Und es schneite und schneite und schneite, bis die Welt im Schnee versank und Bäume und Häuser dicke Schneehauben trugen und die Vögel und das Wild kein Futter mehr fanden und die Nähe der Menschen suchten. Und so mancher Fuchs wurde beim Hühnerstehlen erschlagen, und im Dorf glaubte man gar, die Wölfe im Wald heulen zu hören.

Und erst dann, als der Mond sich mehr und mehr zu einer riesigen gelben Scheibe rundete und es so bitterkalt wurde, daß einem der Atem am Mund zu gefrieren schien, erst dann hörte in der Nacht vor dem Heiligen Abend das Schneetreiben auf. Und gerade in dem Moment, als sich der Himmel klärte und die Sterne zu leuchten begannen und das Mondlicht und der Schnee die Nacht hell machten, gerade in diesem Moment sah man die Hullewaatsch vom Kiefernberg herab auf dem Besen durch die Luft reiten.

Das heißt, man sah sie natürlich nicht. Aber sie tat es trotzdem. Sie kreiste einige Male über dem Schmiedshaus, fuhr runter und wieder rauf, als sie den umgekehrten Reisigbesen vor der Stalltür gewahrte und dachte sich: Ich muß auf der Hut sein. Vermutlich ist der Teufel schon in der Nähe!

Und schon sauste der Besen wieder zum Schornstein herunter, denn sie fror erbärmlich. Die Funken stoben und knisterten nur so aus dem Schlot, und gerade als die Hexe hineinfahren wollte, packte sie der Teufel! Der Hullewaatsch blieb fast das Herz stehen, als sie seine feurigen Klauen fühlte, und sie schrie entsetzt auf.

„Habe ich dich endlich, mein Täubchen!“ zischte ihr der Teufel frohlockend ins Ohr und packte sie mit einem satanischen Grinsen noch fester. Doch ehe er sich ihrer erfreuen und seine lüsternen Gedanken in die Tat umsetzen konnte, hatte die Hullewaatsch tief Luft geholt und sämtlichen Ruß des engen Schachtes dem Teufel in die Augen geblasen.

Dieser stieß einen Schrei aus, ließ das Hexenweib fahren und rieb sich die brennenden Augen. Bis er sich jedoch in der Schmiede zurecht fand, war die Hullewaatsch schon wieder zum Schlot hinausgefahren und hatte ihn eins, zwei drei von außen verstopft. So mußte der Schwerenöter in Liebesnöten die Nacht zähneknirschend in der Schmiede verbringen. Und bis zum Morgen hatte er Zeit genug, Rachepläne für das in den Schlot gefallene Abenteuer zu schmieden. —

Irgendwann in der Frühe wurde der Schmied durch das Wiehern eines Pferdes geweckt. Es war noch stockfinster in der Kammer, und der Schmied begriff erst gar nichts und sagte sich, daß er dem Biere nicht mehr so zusprechen dürfe und legte sich auf die andere Seite. Wieder ertönte das eigenartige Wiehern. „Bin iich jetz scho üüwegschnappt, odde wae dös a Pfa?“ murmelte er und fuhr in die Hosen. Recht wütend über die nächtliche Ruhestörung ging er in die Schmiede.

„Wos is denn dös fe a Gaul?“ wunderte er sich, als er den alten heruntergewirtschafteten, eigenartig stinkenden Klepper erblickte, dessen linker Hinterhuf sich gelockert hatte, so daß ihm ein Nagel böse in den Fuß stach. „Dan muss ja de Teufl gerittn hou!“.

Und er machte sich an die Arbeit und schürte das Feuer. Auf einmal beschlich ihn ein unheimliches Gefühl. Ein so mißratenes Pferd hatte er noch nie gesehen, hatte es nicht zu spitze Ohren und einen zu langen dünnen Schwanz? So ein Pferd gab es im ganzen Dorf und auch drum herum nicht, denn der Schmied kannte sich da aus. Und da packte ihn die nackte Angst, und so, als müsse er den Leibhaftigen abwehren, schlug er schnell ein Kreuz. Daraufhin gab es einen so fürchterlichen Knall und Feuer und Rauch, als hätte der Blitz eingeschlagen, und der Schmied rannte, so schnell er konnte, aus der Schmiede. — Aber er erwachte, als es schon Tag war, in seinem Bett, und als er auch in der Schmiede keinerlei Spuren des nächtlichen Spuks vorfand, vermeinte er erleichtert, das alles nur geträumt zu haben.

So war also der Morgen des Christtages gekommen. Und die Welt, besonders der Wald, war ein einziges Wintermärchen. Schneeverhüllt und im Rauhreif erstarrt, glitzerten und glänzten die Bäume, wirkten Zweige und Gräser wie zartes Filigran. Die aufgehende Sonne loderte wie ein Feuerball, daß der Wald zu brennen schien, bis die Sonne sich über ihn erhob und erblaßte. Bis zum Mittag färbte sich der Himmel in ein tiefes Blau.

Nur in der Schmiede wurde die Stimmung nicht besser und wollte keine Weihnachtsfreude einkehren. Die Schmiedin konnte sich beim besten Willen nicht erklären, warum ihre im Hof hängende Wäsche so schwarz und verrußt war. Und weil sie ja wegen der kommenden zwölf Nächte keine Wäsche mehr aufhängen konnte, geriet sie so recht in Wut. Da sie aber nicht wissen konnte, daß der Teufel beim ersten Hahnschrei mit Feuer und Rauch zum Schlot hinausgefahren war, daß die Fetzen nur so flogen, schob sie es auf die Ungeschicklichkeit ihres Angetrauten und erboste noch mehr.

Das Maß wurde aber erst gründlich voll, als die Buben ihre Linsen nicht essen wollten. „Dös hot ja dii Walt noch net gsaan!“ polterte sie, „wenn iie euera Linsn net asst, dou hamme dös nächsta Jaae kä Gald, un dou kümmt dii Hullewaatsch un schlitzt euch mit de Sichel in Bauch auf!“. Und sie wußte nicht, daß diese bereits in der Nähe war. Denn die Hullewaatsch war, dem umgekehrten Besen zum Trotz, im Stall unter das Stroh gekrochen, um ja nicht das christtägliche Glockengeläute hören zu müssen, das ihren Ohren so scheußlich weh tat.

Die blonde Schmiedstochter aber, bekam auf einmal ganz helle Augen und ein klopfendes Herz und konnte ihre Freude kaum verbergen, denn die „Beggmäd“ hatte ihr heimlich zugeflüstert, daß der junge Förster das Weihnachtsfest im Pächtershause verbringen würde.

Schon brach die frühe Dämmerung über das Dorf herein. Die Jugend sammelte sich zum Kirchgang. Und die Mädchen hatten sich große warme selbstgestrickte Tücher um den Kopf gewickelt, daß nur die Augen herausschauten, um sich vor der grimmigen Kälte zu schützen. Und trotzdem wurde gelacht und geflüstert, gescherzt und angebandelt, und es trafen sich Blicke, wurde da und dort verstohlen eine Hand gehalten und dann in voller Inbrunst der Heilig-Abend-Gottesdienst erlebt. Die Nacht hatte sich auf das Dorf gelegt, die Sterne funkelten am Himmel, und der Schnee knirschte unter den Füßen der Kirchgänger, bis sie wieder in ihren Häusern verschwanden.

Spät in der Nacht, als der Schmied sich gerade krachend auf seiner Bettstatt niederlassen wollte — er hatte mit dem Beckenfritz noch den neuen Obstwein probiert, und beim Probieren war es nicht geblieben — wurde es im Stall plötzlich unruhig. Die Kühe muhten, die Ziegen meckerten, die Schweine grunzten; die anderen Geräusche waren nicht zu deuten.

„Himml Dunnewatte noch amool“, fluchte der Schmied, „jetz traam iich oue net! Wos is denn dös fe a Hailicha Nacht? Dii äescht Raunacht fengt ja scho guut aa!“ Und er zündete die Laterne an, um im Stall nach dem Rechten zu sehen.

Er erschrak und staunte nicht schlecht, als er die rothaarige Schenkmagd im Stroh entdeckte. „Wuu kümmt denn dii haa?“ dachte er laut. „Dös muss ja mit 'n Teufl zuugii! Wenn dii mai Alta find, dou gett 's ere oue schlacht, dii brengt 's fäetich un traggtiit sa mit de Miistgowl, dös ere dii Galauna raushengt!“.

Dieser Lohn schien ihm aber für die Schöne zu hart. Und in seinem stark angerauschten Zustand begann er die Gelegenheit zu nutzen und die Magd recht männlich zu wecken. Diese wiederum erwachte, hielt den Schmied für den Teufel, kratzte und biß, daß ein heftiger Krawall losging, als sich beide am Boden wälzten.

Der Förstermartin, der gerade beim Katharinen an das Kammerfenster klopfen wollte, glaubte, der Wolf sei eingebrochen und stürmte in den Stall. Er blieb erst wie angewurzelt stehen, riß dann aber den Schmied zurück, was diesen noch mehr in Rage brachte. Dieses allgemeine Kampfgetümel machte sich der von dem Lärm angelockte Teufel zunutze: Er blies die Sturmlaterne aus, ergriff die schreiende Hexe und verschwand mit ihr. Irgendwie muß es der Hullewaatsch aber gelungen sein, sich zu befreien, denn sie biß mit ihren kräftigen Zähnen dem Teufel so heftig in den Schwanz,

daß dieser heulend und zischend und für alle Zeiten zur Hölle fuhr. Und auch die Hullewaatsch hatte von ihren Abenteuern genug, setzte sich auf ihren Besen und flog dorthin zurück, wo sie hergekommen war! Und beide hat man nie mehr im Dorfe gesehen.

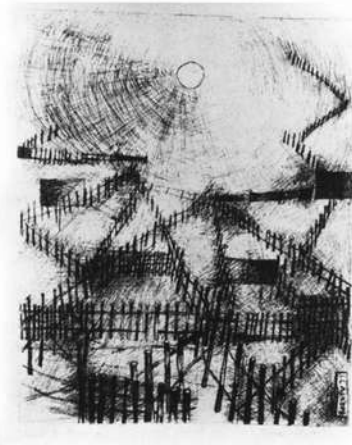
Im Schmiedshaus aber, kehrte zur Weihnacht doch noch der Friede ein. Der Förstermartin hat das Katharinen gekriegt. Und was im Stall geschehen, hat keine Menschenseele jemals erfahren. Jedenfalls war im Dorfe nur zu hören, daß der Schmied in der ersten Rauhacht in seinem Stall von einer wildgewordenen Sau angefallen und gebissen worden sei und der junge Förster ihm geholfen habe, das verrückte Tier in Schach zu halten.

Und so hat die Hullewaatsch — wenn auch ganz gegen ihren Willen — auch mal ein Pärchen zusammengeführt. Und nur die alte Häfnerskunnel fand, daß etwas mit der Freierei und mit dem plötzlichen Sinneswandel des Schmiedes nicht stimmen konnte und daß es da wohl nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Aber wer hörte im Dorf schon auf die Häfnerskunnel!

Anneliese Hübner, Ringstr. 3, 8633 Rödental

Franken im Funk: Hörfunk-Sendungen von Erich Mende am 10. und 24. 2., jeweils 12.05 bis 13.00 Uhr in UKW II. „Bildnerei zwischen Anmut und Andacht“. Zum 250. Geburtstag von J. P. Wagner (Welle Mainfranken) — „Ein Erlanger Doktorand namens Samuel Hahnemann“, Die Entwicklung der Homöopathie und ihre Folgen (Gesamtprogramm des Bayer. Rundfunk).

Berichtigung: In der Einleitung des Beitrages „Curt Herrmann — zum 50. Todestag“ (Heft 9/79, S. 248) muß es richtig heißen „... 13. September 1929 in Erlangen gestorben“ (7. Zeile).



Fotografische Bestandsaufnahme in Dinkelsbühl: Die Stadt Dinkelsbühl ist berühmt wegen ihres sehr gut erhaltenen mittelalterlichen Stadtbildes. Daß sich dieses Bild langsam, aber stetig ändert, wird erst deutlich, wenn man die Stadt in größerem zeitlichen Abstand sieht. Vergleichsmöglichkeiten bieten heute — in geringem Maß — alte Fotos und Postkarten aus der Zeit der Jahrhundertwende. Um solche Vergleichsmöglichkeiten für spätere Zeiten in größerem Maß zu ermöglichen, führt die Stadt eine fotografische Bestandsaufnahme durch. Alle Häuserfassaden werden aufgenommen und die Dias im Stadtarchiv verwahrt. 1978 wurde die Bestandsaufnahme der Altstadt abgeschlossen (ca. 1200 Dias); 1979 ist die Fortsetzung in den Neubauvierteln geplant, deren Straßenbild sich gewissermaßen noch im Urzustand befindet und in wenigen Jahrzehnten mit Sicherheit einen anderen Anblick bieten wird. Anschließend sollen auch die eingemeindeten Außenorte erfaßt werden.

H. Meyer

Preis für behinderte Künstler.

Die Stadt Radolfzell am Bodensee vergab 1979 zum zweiten Mal den von ihr für die Bundesrepublik und Westberlin gestifteten Preis für behinderte Künstler. Der Coburger Maler und Graphiker Karl F. Borneff erhielt für seine Lithographie „ZÄUNE“ den 2. Preis. Karl F. Borneff ist Rollstuhlfahrer. Die Preisübergabe erfolgte am 7. Dezember im Rathaus von Radolfzell durch den Oberbürgermeister dieser Stadt.